

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fach Angst haben. Aber siehst du, Ulrich, ich habe in diesen Jahren soviel Angst um dich gehabt, daß ich nun einfach keine mehr übrig behalten habe. — Und wenn ich selbst welche hätte, sie muß überwunden werden, damit wir zusammenkommen.“

Geninde beugte sich, nahm Sabines Hand, küßte sie. Es war der erste Kuß, den sie von ihm empfing. Kein Kuß der Leidenschaft. Vielleicht noch nicht einmal der einer bewußten Liebe. Aber ihr war es genug.

14. Kapitel.

„Nun komm“, sagte Sabine, „ich muß heim. Ich bin sicher, der Vater wartet noch auf mich.“

„Dein Vater?“ Geninde fragte es schon wieder bedrückt, „auch er ist gegen mich.“

„Weißt du, daß er es war, der mich zu dir geschickt hat?“

„Er? Wie ist das möglich, Sabine? Ich habe das sichere Gefühl, er fürchtet deine Beziehung zu mir.“

„Der Vater wünscht nichts, als daß mein Leben so wird, wie ich es für mich brauche. Daß du dazu notwendig bist, weiß er. Damit hat er überwunden, was vielleicht gegen dich war.“

Die Bäume im Garten rauschten auf. Die Sterne wanderten am Himmel, der schon das milde Grau der Dämmerung trug. Sabine und Geninde gingen nebeneinander durch die stillen Vorortstraßen. Ihre Schritte waren gleichmäßig im Rhythmus.

„So bin ich schon einmal mit dir gegangen, Ulrich. Weißt du, damals im Sommer, als wir zum erstenmal über Erna sprachen. Hast du damals nicht schon gefühlt, wie sehr ich auf dich wartete?“

„Glaube mir, Sabine, du hast mir schon damals sehr viel bedeutet. Aber wie konnte ich noch einmal eine Frau in die Trübe meines Lebens hineinziehen? Und damals wußte ich noch nicht einmal, daß alles immer noch trüber und finsterer wurde.“

Sabine fühlte, er wollte etwas sagen und konnte doch nicht. Sie wußte, wie ungeheuer dies letzte Erlebnis mit Becker auf ihm lasten mußte. Darum hatte sie ihn ja mit ihrem eigenen Fühlen überschüttet, um ihn jetzt noch nicht zum Denken über sich selbst kommen zu lassen. Es konnte lange dauern, bis Geninde ihr von Annette sprach und sich. Aber einmal würde es sein. Und dann würde er in Wahrheit zu ihr gefunden haben.

„Laß“, sagte sie darum beschwichtigend zu ihm, „denke nicht, wie du jetzt mit allem fertig werden sollst. Das Seelische kann man doch nicht vergewaltigen. Denke nur an das Tatsächliche.“

„Dann schwiegen sie beide und gingen weiter. Das Haus Reinow lag in silbriger Dämmerung. Ein Fenster in der Etage war geöffnet. Die dunklen Konturen einer Gestalt waren sichtbar. Sie schien zu warten.

Dahinter sah man das Licht einer Tischlampe, die etwas faß in dem heranrückenden Morgen stand.

„Der Vater“, sagte Sabine und nichts weiter.

Aber in diesem einen Wort und in dem schweigenden Warten Reinows da oben fühlte Geninde wie mit einem Zauberschlag die tiefe Verbundenheit Sabines zu ihrem Vater. Als er jetzt zu Reinow emporschritt, war dieser geheimnisvoll für ihn verwandelt. War er doch der Vater des Mädchens, das ihn liebte. Sabine öffnete die Tür zu Reinows Arbeitszimmer.

„Da bring' ich ihn dir, Vater.“

Unendliche Liebe und unerschütterliches Vertrauen war in ihrem Blick. Er traf auf das bereite Antlitz des Vaters. Da schloß Sabine die Tür. Das Letzte, was sie sah, waren die ausgestreckten Hände Reinows und der Schritt Genindes auf ihn zu.

Da ging sie beruhigt in ihr Zimmer. Sie war nicht müde. Alles in ihr war lebendig und gespannt. Die Akten lagen noch auf dem Schreibtisch aufgeschlagen, und sie setzte sich und begann zu arbeiten. Ab und zu horchte sie hinüber. Die hellere Stimme des Vaters klang gedämpft in die Stille. Sie konnte nicht verstehen. Aber es war auch nicht nötig. Der Vater hatte die Bereitschaft des Herzens für Geninde nun in sich geschaffen. Da konnte es zwischen ihm und dem geliebten Manne nicht mehr falsch ausgehen. Männer wie der Vater hatten jene Gerechtigkeit, die nicht nur im Geiste wurzelt, sondern auch im Herzen.

Männer waren darin viel lauterer als Frauen. Was sie einmal als echt erkannten, dafür verwirrte sich ihr Gefühl nicht mehr. Auf dieser Basis würden Geninde und der Vater sich finden. Ihr blieb nichts, als zu glauben und zu warten. Aber warten, untätig, war ihr nicht gegeben.

Noch nie seit ihrer Liebe zu Geninde war ihr die Arbeit so starke Hilfe auch für ihr eigenes Ich geworden wie in dieser Morgenstunde, — — —

Sabine hatte richtig gefolgert. Zwischen Reinow und Geninde wurde nicht mehr viel gesprochen. Reinow hatte sich auf die Seite Sabines gestellt und damit auch zu Geninde.

„Wir wollen das Persönliche der Zukunft überlassen, Herr Geninde“, sagte Reinow, „Sie wissen nun, daß ich Ihr Gegner nicht mehr bin. Es waren auch keine Einwände gegen ihre Person. Es war nur der Gedanke, Sabine würde an der Schwere Ihres Naturells mit zu tragen und es dadurch auch schwerer haben.“

Da sagte Geninde etwas, was Reinow zeigte, wie tief Geninde doch Sabine erkannte:

„Ich glaube, Sabine will es in gewisser Weise schwer haben. Sonst hätte sie vermutlich nicht gerade diesen Beruf erwählt und sich vielleicht auch nicht zu mir herangezogen gefühlt. Sie muß wohl tragen helfen, um sich ihrer eigenen Stärke bewußt zu werden.“

„Da mögen Sie recht haben“, Reinows sorgenvolles Gesicht entwürfelte sich zum erstenmal, „Sabines Mutter war gerade so, und“, nun war es beinahe wie ein knabenhaftes Lächeln in Reinows strengen Augen, „sie hat es mit mir auch nicht ganz einfach gehabt. Und so wollen wir den hoffen, Geninde — —“

Ein schrilles Klingeln unterbrach die Stille des Vormorgens. Die beiden Männer zuckten zusammen.

„Ja“, Reinow horchte in den Apparat hinein und sagte dann zu Geninde: „Es scheint schon jemand am Hauptapparat der Hausleitung zu sein.“

Die Tür öffnete sich. Sabine stand da. War schon bei Geninde. Legte die Arme um ihn.

„Ulrich, es ist soeben telefoniert worden.“

„Becker? Er ist tot?“ fragte Geninde leise.

Sabine nickte.

„Ja, man hat telefoniert vom Gefängnis aus. Der Beamte ist noch am Telefon, Vater. Ich habe durchgestellt. Nebenan.“

Reinow verstand. Er ging schnell hinaus. Schloß die Tür. Geninde stand mit gesenktem Kopf. Er sprach nicht. Sabine fühlte, er wartete darauf, daß sie etwas sagen würde.

„Nicht mehr rückwärts sehen, Ulrich — zuviel hast du in der Vergangenheit gelebt! Blick in die Zukunft! Ich will dir helfen!“

Geninde horchte dem Worte nach und dem tröstenden Widerhall, den es ihm gab.

„Ich muß nun fort“, sagte er, „ich habe heute noch viel vor, Sabine.“

„Ja, — Lieber.“

Sie begleitete ihn schweigend hinunter.

Im Treppenhaus lag noch die halbe Dämmerung, aber nun öffnete Sabine die Haustür.

Voll brach das Licht herein des lebendigen Tages.

E n d e.

Weltwochenschau

Finanzreformpläne.

Jedesmal, wenn wir von neuen Steuern hören, bekommen wir eine Gänsehaut. Deutsch- und Welschschweizer sind hierin gleich klimaempfindlich. Umgekehrt halten alle 25 Sorten Raintonnesen die Lage der Bundesfinanzen für sanierungsreif und leiden an unruhigen Träumen, falls nicht bald eine ausgeglichene Bilanz vorgelegt wird. (So wichtig nimmt der Schweizer die Sache! Die Zeitungen sagens!) Bedenklich käme es auch allen vor, wenn der Bund gerade jene Subventionen striche,

die man bisher höchst persönlich erhalten. Das darf nicht geschehen! Und daß er etwa eine versprochene Straßenbausubvention, eine Preisstützungs-Extra-Ausgabe unterlassen könnte, nie!

Es hat sich nach unendlich langem Suchen in Redaktionsstuben und in Kommissionen nach und nach die Ueberzeugung gebildet, daß der Bund uns den Fünfer und das Weggli schulde, er möge es nun anfangen wie er will und kann. Er soll sparen und zugleich subventionieren. Er soll Neues leisten und alte Schulden bezahlen. Natürlich soll er stets an der andern Klasse sparen, an der eignen aber nicht . . . so meinst die eifrigen Reformen.

Die Expertenberatung über das eidgenössische Finanzwesen hat nun zuhanden all derer, die es hören wollen, eine ziemlich eindeutige Antwort gegeben. Die Verminderung der Bundesausgaben kommt nicht in Frage, der Ausgleich des Budgets aber ist unter allen Umständen anzustreben; da die bisherigen Einnahmen diesen Ausgleich nicht garantieren, müssen neue Steuern eingetrieben werden.

Verminderung kommt nicht in Frage: Niemand will und niemand kann auf die Leistungen der Eidgenossenschaft verzichten. Ausgleich: Er wird gefordert, also muß er gesucht werden. Bisherige Einnahmen: Die Eidgenossen haben dem Bunde eben nicht soviel gegeben, wie er nachher für sie ausgab. Neue Steuern? Der Bund will sicher nicht am Bürger „verdienen“. Er will nur das holen, was er für den Bürger auszugeben gezwungen ist.

Außer der Idee, die Couponsteuer auf Bankelagen, also auch auf die kleinen Kassenbüchli, auszu dehnen, und außer der Ueberschreibung eines Teils der Militärsteuer und des Alkohol-Anteils von den Kantonen auf den Bund, hat vor allem der Plan einer „Defraudantensteuer“ Gestalt gewonnen. Er wird bestimmt diskutiert werden, umso mehr als die Behauptung von Professor Grohmann, Zürich, daß in der Schweiz 18 Milliarden Kapital unverteuert bleiben, nicht „niederdementiert“ werden kann. Die Defraudantensteuer soll „beim Beziehen der Zinsen“, (also durch Mithilfe der Banken?), „gewonnen werden“. Keine neue Steuer also, nur ein Bezug an der Quelle. Man rechnet mit 30 Millionen Erträgnis!

Moskauer Justiz.

Wenn wir uns über die neudeutsche Justiz entfassen, verpassen wir zu leicht, die furchtbareren Methoden der Rechtsprechung in Moskau. Im Dritten Reiche wird der Pastor Niemöller verurteilt, die ausgesprochene Gefängnisstrafe wird durch die Untersuchungshaft als getilgt erklärt, der Verurteilte wird entlassen und sogleich von der Gestapo in „Schutzhaft“ genommen, damit er sich nicht etwa „durch sein Verhalten einen neuen Prozeß zuziehe“. In unsern Augen eine Ungeheuerlichkeit, das Ende jeder Rechtsprechung! Daß ein Kommunist namens Funke enthauptet wird, weil er eine kommunistische Organisation zu bilden versuchte, gehört schließlich zu den Konsequenzen der Landesverratsgesetze; das grausame Urteil und seine Vollstreckung gründen sich auf in Kraft erklärte Paragraphen. Die Pragis aber, Gefangene und Freigesprochene dauernd festzuhalten, ohne „Recht“, ohne Begründung durch Gesetz, das ist „Bastille“ in neuer Auflage.

Aber nochmals, gemessen an dem, was in Moskau geschieht, verblaffen die dämonischen neudeutschen Praktiken. Wiederum wird eine Abteilung ehemaliger Funktionäre der Soviet-Union vor Gericht gestellt, wiederum erleben wir, daß die Gefangenen sich selbst der schauderhaftesten Verbrechen bezichtigen und um Gerechtigkeit bitten, und wiederum wissen wir nicht, auf welche Weise die schematischen Geständnisformeln zustande kommen. Trozki in Mexiko behauptet, die Häftlinge würden gefoltert. Ein Geheimnis furchtbarer Art waltet hier. Die Geschichte mag es dereinst aufklären. Wir können nur zittern vor einer Macht, die so wenig Erbarmen für ihre Opfer übrig hat. Es gibt allerlei Mutmaßungen über die Art, wie die GPU ihre Todesandidaten behandle. Nicht mittelalterliche Daumenschrauben und

Stachelräder würden angewandt, sondern „wissenschaftliche“ Mittel. Ein wenig „Strahlenbehandlung“ der Gehirne, und jede Widerstandsfähigkeit höre auf. Andere meinen, man bearbeite die Leute mit Suggestion. Lautsprecher wiederholten in den Zellen die Anklagen so lange, bis die armen Menschen innerlich zerbrechen und glauben müßten, was ihnen vorgeworfen werde. Man lasse sie Tage und Nächte nicht ruhen! Und nie schlafen. Man wende eine seelische Folter von teuflischer Raffiniertheit an, um die Geständniswilligkeit zu erzielen. Vielleicht ist das alles nicht wahr. Vielleicht kennt man einfach eine Methode der Hypnose, vor der keiner ausweichen kann! Und vielleicht verbindet man mit der Hypnose eine kleine chemische Einwirkung, die den Willen schwächt. Wer weiß!

Einer der diesmaligen Angeklagten, Krestinski, wagte in der Hauptverhandlung das Geständnis, das er in der Voruntersuchung abgelegt, zu widerrufen. Aber schon am nächsten Tage widerrief er seinen Widerruf. Er sei krank und darum schwach geworden, und deswegen sei er aufs Leugnen gekommen. Unheimlicher Vorgang! Er erinnert absolut an die plötzlichen Anfälle von Hypnotisierten, sich dem Zwang des Hypnotiseurs zu entziehen. Das nächste Mal parieren sie, nachdem eine neue Sitzung das hypnotische Kommando verstärkt. Man möchte es den armen Opfern der GPU gönnen, wenn sie wirklich nur hypnotisch behandelt würden. Wenn zwischen den zwei Widerrufen Krestinskis keine andere Behandlung als die des mutmaßlichen Hypnotiseurs läge. Mit dem Glauben, schuldig zu sein, und mit der Reue des Sünders den Tod zu erwarten, ja, mit dem Bewußtsein zu sterben, daß man damit etwas fühne, hat noch einen Trost in sich, sogar wenn diese Ueberzeugungen und Gefühle satanischerweise eingesuggeriert wurden. Wenn man nur nicht denken müßte, Leute, die dermaßen gewissenlos Justizmorde vorbereiten, seien zum Ärgsten fähig!

Die Frage, wer drankomme, sobald die gegenwärtige Sendung von Opfern in den Hades gefahren, bewegt jeden. Karkowski, der ehemalige Gesandte in London, Bucharin, Izwestia-Redaktor, Bewunderer Stalins bis vor kurzem, Jagoda, ehemaliger GPU-Chef, Krestinski . . . der Würgeengel greift wirklich schon hoch hinauf in die Spitzen der Sovietherrscher. Stalin, Woroschilow, Molotow . . . das sind die drei Namen, die allenfalls noch höher stehen. Oder steht der Staatsanwalt Wjshinski am Ende über den Dreien? Oder der Herr Jeschow, angeblich Stalins Kamerad und „Erlöser Rußlands vom Bluthund Jagoda“, Jagodas Nachfolger als Chef der GPU? Könnte es sein, daß Wjshinski und Jeschow imstand wären, eines Tages nach Häuptern zu greifen, an die heute keiner denkt?

Trozki, der Exilierte in Mexiko, ist der Ansicht, daß die GPU auf Stalins Befehl, also nicht etwa autonom, nach eigenem Ermessen handle. Stalin sei der Antreiber und somit der allein Schuldige, und was geschehe, sei Resultat des „Deliriums eines Wahnsinnigen, in dessen Händen eine ungeheure Machtfülle liege“. An den Wahnsinn Stalins können wir nur schwer glauben. Dagegen scheint festzustehen, daß durch ganz Rußland eine Welle der Sabotage geht, bei den Bauern, bei den Arbeitern, in der Industrie, im Bergbau, im Verkehrswesen. Sabotage ist einer der Hauptvorwürfe, die man schon beim ersten Prozeß erhob, und Sabotage ist nun die Antwort der Volksmassen auf den Terror der Regierung. Je schärfer die GPU vorgeht, desto mehr wächst die Sabotage an. Es hat beinahe den Anschein, als ob die immer zahlreichern Feinde Stalins das Störungshandwerk aus den Protokollen der verschiedenen Prozesse gelernt hätten! Gab es doch viele Hunderte von kleinern Prozessen gegen Saboteure, von denen man gar nicht sprach . . .

Ueberlegt man, was es heißt, wenn den heutigen Angeklagten die Ermordung Gorkis angedichtet wird, dann weiß man, daß der russische Uhrzeiger auf „Krise“ steht. Nimmt man an, die Japaner hätten gute Spione, hätten sich also überzeugt, wie schwach Rußland geworden dank Stalins „Terrorkrise“, dann versteht man den Mut, mit dem sie das Abenteuer in China gewagt . . .